

Mein Freund Willem.

Heiteres aus einem Künstlerleben.

Von W. Schulte vom Brühl (Weisbaden).

Weiß der Teufel, wie oft ich noch an meinen Freund Willem denken muß! Und doch ist er schon zehn Jahre tot und seit mehr als sechzehn Jahren habe ich ihn nicht mehr von Angesicht zu Angesicht geschaut. Aber Menschen wie er, Künstlernaturen bis in die Spitze ihres kleinsten Fingers, originell, mit einem Kinderherzen, werden eben immer seltener in der Welt. Immer Gottes!

Mein Freund stammte aus einer alten und hoch angesehenen niederländischen Künstlerfamilie. Seine Jugend war eine ungetriebene, denn er konnte sich austoben, wie er wollte, und fand in seinem Vater oft genug einen treuen Kumpan bei seinen tollen Streichen.

Gut ist die Geschichte von dem Malerrod, auf dessen zerfetztem Aermel und Bruststück der Alte seine Pinselfarbe pflegte, so daß das alte Kleidungsstück steif wie ein Panzer und bunt wie ein türkischer Schawl erschien. Hatte da nun eines Tages der kleine Willem den als Chotolabenmann in einem Konditorei-Fenster stehenden König Leopold der Belgier zum Ziel für ein Geschöpf seiner Gummihandschuh erkor, wobei selbstverständlich das Ladenfenster in Trümmer ging, wenn auch dem König Leopold kein Leid widerfuhr. — Gott sei Dank! In heller Wuth stürzte die reinliche Konditorin nach dem Atelier des Alten, der, seine Kaffeekeise schmauchend, malend vor seiner Staffelei saß. Rubig wandte er sich, als die Thür aufgerissen wurde, um und fragte voll Freundlichkeit: „Nun, was will sie denn, Madame von der Trappen?“ Aber wie vor einem Wunder, mit weit aufgerissenen Augen, blieb die Frau eine Weile sprachlos stehen und starrte auf das Gemälde des Malers. Erst als er aufstand und ihr näher trat, brach der Bank ihrer Zunge und mit den Worten: „Du könntest Dir auch mal einen anderen Rod anschaffen. Du dreieriger Maler!“ verschwand sie schleunigst von der Bildfläche und warf knallend die Thür hinter sich zu.

Daß sich unter solchen Verhältnissen der Knabe Willem zu einem recht originellen Burschen entwickelte, ist selbstverständlich. Er schlug nicht aus der Art, auch künstlerisch nicht. Von der Maler-Akademie mit ihrem akademischen Zopf fühlte er sich bald fortgestoßen, und so nahm er sich die alten Meister und seinen Vater zum Vorbild und die Natur zur Lehrerin und studierte eifrig für sich. Ehe man sich dessen recht versah, zählte dies wilde Talent zu den Besten der heimischen Maler und erregte besonders durch sein herrliches, an Rembrandt gemahnendes Kolorit und die außerordentlich malerische Behandlung seiner Vorwürfe Aufsehen. Eines Tages nun fand sich im Haag der Souverän eines deutschen Kleinstaates betrachtend und bewundernd vor einem Bilde Willems des Jüngeren. Der Monarch hatte in seiner Hauptstadt eine Kunstschule ins Leben gerufen, die erfreulich florirte, aber seit Jahren doch unter einem etwas harten und bunten Kolorit der Lehrer- und Schülerkaste litt. „Des trodnen Tons bin ich nun satt!“ mochte deshalb der Fürst vor jenem Bilde denken, und infolgedessen wurde Willem als Lehrer an die Kunstschule berufen, um durch die Pracht seiner Farben eine gute Anregung zu geben, die denn auch in der Folge nicht ausblieb.

Die ganze Familie empfand die Berufung ihres Willem zum Malprofessor einer Akademie, an der schon mehrere der größten modernen Meister gewirkt hatten, mit Recht als eine hohe Auszeichnung. Aber wie die Kletten zusammenhängend und nicht wogend, den lebensunfähigen, tollen Sprößling allein in die Welt ziehen zu lassen, zog die ganze Familie: Vater, Mutter, Schwester, Bruder, mit nach der deutschen Residenzstadt.

Da galt es nun für den neugebenedeten Hochschullehrer zunächst, dem Mäcen die schuldische Aufwartung zu machen, eine Sache, die Willem, der nie in seinem Leben einen Frack auf dem Leibe und einen „Bibi“ auf dem Kopfe gefühlt hatte, einige Nächte um den Schlaf brachte. So wanderte denn eines Morgens der joviale Direktor der Akademie mit dem neuen Kollegen zu Hofe, nachdem von dem Sekretär der Schule ein dem Schmächtigen Willem viel zu weiter Frack und ein Prachtvolles entliehen worden waren.

Der Professor ließ sich auf dem ganzen Wege unaufhörlich belehren, wie er sich dem Herrscher gegenüber anständig zu benehmen habe.

„Ich bleibe bei Ihnen,“ sagte der Andere. „Warten Sie gelassen ab, bis ich Sie am Frackzipfel ziehe. In diesem Augenblick machen Sie eine tiefe und alleruntertänigste Verbeugung, denn dann stehen Sie vor Seiner königlichen Hoheit. Darauf haben Sie dann nichts weiter zu thun, als die allerhöchste Anrede abzuwarten und mit schuldiger Ehrfurcht zu beantworten.“

Unter solchen Reden nahen sie dem Audienzsaal. Da erblickte Willem an der Thür eine Kriegergestalt in ro-

them Schnürrock, einen gewaltigen Säbel an der Seite. Und ohne das verarbeitete Zeichen abzuwarten, beilte er sich, seine tiefstmögliche Verbeugung anzubringen.

„Eind Sie toll geworden,“ rief er ihm der Direktor. „Das ist nur ein Leibhufar,“ aber die Aufregung des Malers hing immer mehr, und im Wartezimmer beehrte er den Abjuranten vom Dienst in der gleichen Weise, wie den Husaren.

Endlich fanden die Beiden vor dem Fürsten, und kaum fühlte sich Willem nun von seinem Geleitsmanne wirklich am Frackzipfel gepufft, da hub er ein Gebiener an, daß ihm das Blut ins Gesicht schoß und die langen, schwarzen Haare über die Augen fielen.

„Ach, mein lieber Professor, ich freu mich sehr,“ hob der Fürst in feiner Sprechweise an, worauf eine solche Salbe von Büdingen erfolgte, daß der Fürst voller Besorgniß fragte: „Ach, ist Ihnen vielleicht nicht wohl, mein lieber Professor?“

„Sehr wohl, sehr wohl, unter der Gnade Eurer königlichen Hoheit,“ stöhnte Willem unter neuen Verbeugungen.

Aber mein lieber Professor, so beruhigen Sie sich doch!“ rief der Fürst und versuchte, die Verbeugungen zu inhibiren, indem er dem Maler freundlich die Hand auf die Schulter legte. Vergebens. Der Fürst sah das Zwecklose seiner Bemühungen ein und entließ die Herren in Gnaden, indem er sich halb lächelnd, halb verbüßt an den Direktor wandte: „Ach, mein lieber Direktor, ah, man sorge, daß dem Herrn Professor seine Originalität in meunem Dienste erhalten bleibe. Ach, ich wünsche das bis in die That sehr dringend!“

Seit dieser Audienz waren mehrere Wochen ins Land gegangen, doch vergeblich wartete der Befehl des Fracks und des Zylinders auf die Rückgabe dieser Festgeräthe, bis er eines Tages im Atelier Willems, in dem auch Willem senior malte, sich theilnehmend nach dem Verbleib seiner Sachen erkundigte.

„Der Frack und der Zylinder, Herr Professor,“ sagte der Alte mit ungeheurem Behagen, „die haben uns kanonikalischen Spaß gemacht. Sie hätten nur den Willem sehen sollen, wie er aus der Audienz kam. Halb tot haben wir uns da schon gelacht, wie er in Ihren Frack verfunken da stand. Aber der Spaß fing doch erst an, als ich ihm auf den tollen Hut haute, daß er ihm bis über die Nase rutschte und die verrücktesten Falten schlug. Und noch ehe er ihn herunter hatte, da ist dieser Schlingel, unser Jamin, schon hinter dem Willem und schneidet ihm mit einer Schere die Frackzipfel ab, daß der Professor wie so ein Piccolo aussah. Gewält haben wir uns vor Lachen. Und dann haben wir den Hut genommen und haben ihn gegen die Dede geschmissen, daß es nur so knallte. Immer neue Formen nahm das Ding an, bis es schließlich wie ein verbrannter Pfannkuchen aussah. Schade, daß Sie nicht dabei waren, Sie hätten sich gewiß auch taput gelacht, besonders, als sich der Willem in seinem turgen Frack schließlich noch auf den Chapeau setzte, als ob er ein Kissen wär.“

Und als nach dieser Eröffnung, bei der Heiterkeit der beiden Willems der Professor mit bitterlichem Lächeln meinte, er müsse aber doch seinen Hut und Frack in anständiger Verfassung wieder haben, da klopfte ihm der Alte freundlich auf die Schulter und sagte: „Seien Sie froh, lieber Professor, daß Sie diese beiden scheußlichen und höchst unmalerischen Möbel auf so anständige Weise los geworden sind.“

Ja, die beiden Willems strotzten von Naivität, während der Bruder des Professors, der achtzehnjährige Benjamin, kurzweg Jamin genannt, die ungläublichsten, aber keineswegs naiven Streiche verübte. Streiche, die hier kaum wieder zu erzählen sind, die aber allenthalben die größte Heiterkeit erweckten bei denen, die nicht davon betroffen wurden.

Willem's Kolorit machte Schule. Die Meisten freilich ahmten es nur nach, die Klügleren und Eigenartigeren unter den Malern aber eigneten sich nur so viel von den Farbenprinzipien des neuen Mannes an, als ihnen für ihre Sache gut schien. Künstlerisch befruchtend wirkte Willem auch in Bezug auf die Radirung, in der er ein Meister war. Freilich, seine besten Handgriffe und Feinheiten behielt er für sich; aber sonst war er stets mit Rath und That dabei, seine Schüler recht herauszubringen. Sein künstlerischer Erfolg war nach jeder Richtung bedeutend. Seine Stillleben erregten durch ihr malerisches Arrangement und durch die Farbe das höchste Entzücken und selbst der sittenstrenge Fürst überließ sich gewissenhaft dem Motivo und bewunderte die Pracht der stillen Seidenstoffe, als ihm Willem vor sein neuestes Opus führte. Man erblickte darauf ein selbendes Himmelbrett, hinter dessen gebütem Vorhang ein zartes Damenhändchen hervorschaute. Auf einem Stuhl lag die elegante Kleidung eines weiblichen Wesens, vor dem Bett ein süßer kleiner Atlaschuh, halb verdeckt von einem glänzenden Fusarenhiesel. Solche Wipe machte Willem in seinen Gemälden öfter. Aber auch der Umstand, daß er gern schöne Halbverleerinnen, in Seide und Spitzen gekleidet, darstellte, wie sie sich faul auf Lottbetten räkelten, hielt die Damen der

Gesellschaft nicht ab, sich mit Vorliebe von ihm malen zu lassen. Man erzählte sich die lustigsten Geschichten, die dabei aufsteigen konnten. So hüpfte Willem, der nur gebrochen deutsch sprach, einst um die kleine reizende Komtesse L., die er portraitierte, herum und bewunderte ihren Teint mit dem Ausruf: „O, ma comtesse, ma comtesse, was aben Sie doch für eine schöne, für eine deliciose Fell!“

Ich machte Willem's nähere Bekanntschaft auf eine originelle Weise. In einer bekannten Kunstzeitschrift hatte ich ein Heuilleton über die Malerschule, an der jener thätig war, veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß sich die Malweise des sonst hochbedeutenden Künstlers von Manier nicht ganz frei halte. Da rühten mir nun eines Tages die beiden Willems auf die Bude und mit dem melancholischen Tonfall, der dem Professor eigen war, sprach er, der immer leicht ins Duzen verfiel: „D, ich wollten Dir nur sagen, daß Sie mir sehr geschmezt aben. Ist sein diese Manierist, kein Spur von eine Manierist.“ Der Alte beilte sich, diese Behauptung in einem nicht minder tollen Rauberwelsch zu unterstützen. Wir redeten eine ganze Weile über das Thema und wären vielleicht noch lange nicht damit zu Ende gekommen, hätte Willem nicht plötzlich erklärt, er fühle ein, daß mich nicht Herzensbeilheit, sondern eine schiefe Ansicht zu jener Bemerkung verführt hätte, deshalb wolle er mir denn auch nicht weiter böse sein.

Wir schlössen also Frieden, machten auch gleich einen gemeinsamen Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe. Willem schien sehr „aufgetraut“ zu sein, und als er auf einem Baum, wie man das oft auf dem Lande sieht, eine Anzahl Milch- und andere Töpfe zum Auslüften auf die Pfähle gestützt erblickte, erklärte er, es müsse doch famos thalnen, wenn man die durch Steinwürfe zertrümmerte. Er machte auch, gleichwie sein Vater, alsbald Anstalten, seine Scherz in Scene zu setzen, indem er mit dem Stiefelablag einen Stein auf dem Wege loszuschlagen suchte, damit er ihn als Wurfgeschoß benutzte. Nur mit großer Mühe gelang es mir, den Beiden die Thorheit auszureiben.

Für den neuen Nachmittag war ich von den neuen Freunden zum Kaffe eingeladen. Ich fand die ganze Familie und noch einen befreundeten Landschaftsmaler in einem langgestreckten, schmalen Zimmer verammelt, in dem eine stattliche Tafel mit verlodenden Konditorwaren, wie bei einem Damentafel, freundlich befehl war. Die beiden Willems und den wiederersprechenden Jamin kannte ich nun ja, aber die Mutter des Professors und seine Schwester waren mir neue Erscheinungen. Trotdem fand eine eigentliche Vorstellung meiner Person nicht statt, vielmehr erklärte Willem nur lachend: „Dies ist der schlechte Keel, der mich so miserabel gemacht hat,“ worauf die alte, mit einer Matinee-Jade geschmückte Dame einen Schwall holländischer Worte über mich ausschüttete, die ich nicht verstand, während das Fräulein, eine pitante Schönheit in modernster Toilette, in leblichem Deutsch sich vernehmen ließ, Willem sei so empfindlich. Er kummerte sich in der Welt um nichts, als um seine Malerei und die dürfe man ihm nicht schlecht machen, sonst fühle er sich tief unglücklich.

Ich betrachtete mir die Herrlichkeiten, welche die Willems hier zusammengetragen und an den Wänden und in den Ecken angebracht hatten. Zerbrochene venezianische Spiegel, ein brauner Totenkopf, mit einem belgischen Offizierskappi geschmückt, eine Anzahl alter Bilder, gerschliffene, gestifte Altardecken und andere Stoffe, Basen und Krüge, schweinslederne Folianten, gemalte Gläser, Waffen, kurz Alles, was man als „malerisch“ bezeichnen konnte, das lag und stand da, scheinbar in wirrem Durcheinander herum. Es fiel mir auf, daß fast nichts von alledem ganz war. Aber beide, der Alte und der Junge, schienen eine ewig neue Freude an Anblick dieser Dinge zu haben, und als der Professor bemerkte, daß ich mich mit Interesse umschaute, führte er mich an den Wänden entlang, deutete auf diese oder jene Gruppe des antiquarischen Geräths, zog dann in der Luft mit seiner Hand einen Kreis, als stelle er sich im Geiste einen Rahmen her und sagte immer wieder, halb zu sich selbst, mit dem Ausdruck vollendeten Entzückens: „Schön, sehr schön!“

Nun wurde der Kaffee aufgetragen und wir ließen uns nieder. Mir zur Linken setzte sich der Professor. Ohne viele Umschände knöpfte er sich die Weste auf, söhnte herzerweichend und rieb sich den Bauch. Dem Fräulein, das mir zur Rechten saß und mir eifrig und zu meiner lebhaftesten Befriedigung den Teller voll Tortenstücke und Gebäck legte, schien das Gebahren des Bruders ein wenig genant zu finden, und so erklärte sie mir denn, daß der arme Willem heute mal wieder sehr kurzathmig wäre und die Luft in K. gar nicht recht vertragen könne. Ich behauerte den Stöhnenden entprechend, und meine tröstlichen Worte schienen ihm wohlzutun, wie einem mit einem Wehweh behafteten Kinde, dem man zuredet. Inzwischen hatte sich das Fräulein ganz in sich selbst verloren, lehnte sich in den Sessel zurück, die Lederhosen ganz unbedacht lassend, und seufzte einige Male mit auffälliger Vernehmlichkeit. Mein Gott, die Armerke hat sich zu fest geschmürt,“ dachte ich. Aber Willem hörte auf, sich den Bauch zu reiben, blickte die Schwester

theilnehmend von der Seite an und raunte mir zu: das Mädchen sei mit einem belgischen Offizier verlobt und würde nächsten heirathen. In diesem Zustande aber thäten nach seiner Erfahrung die jungen Damen immer solche Seufzer von sich geben und man müßte dann Rücksicht mit ihnen haben. Uebrigens sei der Bräutigam auch ein ganz besonders schöner Keel und habe eine prachtvolle Uniform. Keulich erst sei er zu Besuch dagewesen und habe ihm sein Käppi zu einem „Stillleben“ geschickt. Dabei deutete der Professor auf jenes Käppi, das auf dem Todenschädel balancirte, schlug mit der Hand wieder seinen Kreis und seufzte: „Schön, sehr schön, in Activ und Farbe ganz amiable!“

Am andern Ende der Tafel schien plötzlich etwas nicht in Ordnung zu sein, denn die alte Dame mit der belgischen Jacke ließ auf einmal auf holländisch mit ungeheurer Jungengelaugtheit einen bewundernswürdigen Wortschwall los, der wie ein Schimpfenklang. Sie mochte es unerhört finden, daß Jamin ein ganzes Bröckchen in seine große Kaffeetasse gestekt hatte. Es sog das ganze Getränk wie ein Schwamm auf und quoll in Folge dessen gleich einem Ball über den Rand empor. Mit dem Zuckersüßel praktizierte es Jamin, ohne sich durch das Gezerze seiner Mama im mindesten hängen zu lassen, in seine Hand. „Pah, op, Mier!“ oder ähnlich schrie er dann, und im selben Augenblick flog die feuchte Masse an dem würdigen, grauen Haupte des älteren Willem, der sich plötzlich bückte, vorbei und klatschte gegen die Wand, hernormig auseinanderprispigend, während der Haupttheil der Semmel in der Mitte stehen blieb.

Die begreifliche Aufregung über das Attentat Jamins auf seinen Erzeuger legte sich aber sofort, als man inne ward, wie hüßlich die Bombe doch zerplatzt sei. Nach drei Minuten schon war die Gesichtsbildung vergessen und der Alte brachte Tabak und frische holländische Thonpfeifen von erleslicher Länge, deren eine er mir verehrte. Ich hatte damals die Technik des Thonpfeifentrauchens noch nicht los und stopfte mir das Geräth ohne weiteres voll. Aber Willem rief ganz entsetzt: „D, so müssen Du das nicht machen!“ Er nahm mir die Pfeife aus der Hand, entleerte sie wieder und spudte, mit Respekt zu melden, sorgfältig in ihren Kopf. Nachdem der Ton die Feuchtigkeit aufgesaugt hatte, wurde die Pfeife frisch gestopft und angezündet und der Professor that ein Duzend Jüge daraus, ehe er sie mir mit den Worten zurückgab: „So, nun kannst Du sie genüßlich rauchen!“

Der Genuß schien mir freilich sehr bald als ein mehr als zweifelhafter. Teufel, war der Tabak schweißhaft und heiß war der beißende Rauch im Munde! Ogleich ich damals dem Laster des Rauchens mit der Maßlosigkeit der Jugend fröhnte, wurde mir bei dieser Pfeife doch ganz anders zu Muth. Im Stillen die beiden Willems, den Jamin und den anderen Maler bewundernd, wie anbdchtig sie alle an ihren Pfeifenröhren saßen und sich die Damen und alle anderen Herrlichkeiten des Gemachs in dicke Wolken hüllten, legte ich bald verstohlen, kaum weniger bleich, als die Pfeife, diese neben meine Kaffeetasse. Die beiden Willems hatten das wohl bemerkt und brachen in ein lautes Triumphgeheul aus. „Das ist dafür, daß Sie ihm Manieristen geschimpfen aben!“ rief der Alte, doch der Professor sagte milde: „Eine frische Pip anzurachen, das ist vor die Swindbucht zu kriegen.“ Und alsbald erbot er sich, für mich das Geschäft des Anrauchens zu übernehmen. In acht Tagen möge ich die Pfeife nur holen, dann sei sie so weit recht.

Ich war nun zwar keineswegs des Sinnes, dieser lebenswürdigen Aufforderung zu folgen und brühte mich ein paar Tage scheinu wie jede Begegnung mit dem Professor herum, aber er wußte mich doch zu erweichen und nahm mich mit heim, mir die Pfeife mitzugeben. Mein erster Blick im Zimmer fiel auf die Stelle an der Wand, wo Jamins aufgeweichte Semmel zerplatzt war. Wahrhaftig, da hing die eingetrockneten Spuren des Attentats noch auf der hellen Tapete. Aber Willem hatte dort mit schwarzer Kreide ein riesiges Spinnennetz angezeichnet. Der brauntrockne Bröckchenrest bildete den Hinterleib des Spinnenthiere, dem ein Vorderkörper und lange Beine angemalt waren, während die umhergepriesenen Bröckchen als Insekten erschienen, die sich im Netze fingen.

„Das ist einfach großartig!“ rief ich bewundernd. Doch Willem entgegnete gleichmüthig: „O, mein Briender, es muß sich eine ganze flechte Maler sein, der nicht versteht, zu Benutz der Zufälligkeiten.“

Ich habe denn sehr viel mit den beiden Willems verkehrt. Raivere Menschen als sie sind mir in meinem Leben nicht begegnet. Zumal der Professor war in allen Fragen des Daseins von einer geradezu klassischen Harmlosigkeit. Was über Pinsel und Palette hinausging, das waren ihm böhmische Dörfer. Seine Unselbstständigkeit war ordentlich rührend. Trat irgend einmal eine Entschuidung nichtmalereiischer Art an ihn heran, dann war seine stete Ausrube: „Da muß ich doch erst einmal meinen Vater fragen,“ eine Redewendung, die bald

zum geflügelten Wort bei der ganzen Malerschule in K. wurde. Trotz solcher Umstände war es aber keineswegs uninteressant, näher mit ihm zu verkehren. Es wurde dann eben fortwährend „sachgemipelt“. Und auf diesem Gebiete war der Maler eine Quelle steter Anregung. Da sprudelte er förmlich von geistvollen und eigenartigen Bemerkungen, die immer ins Schwarze trafen. Kann es etwa für einen Vollblutkoloristen, wie es Willem war, eine fennschärfere Bemerkung geben, als sein Wort: „D, eine Bild muß sein wie eine Feldbouquet?“

Es war ein Genuß, ihm zuzuhören, wenn er ein Bild durchstrichirte, oder wenn er auf seine geliebten alten Meister zu sprechen kam. An seinen Ausführungen konnte man Kunst verleben lernen. Die Farben, die Linien wurden förmlich zu lebenden Dingen bei ihm, mit denen er bei seinen Erklärungen gleichsam Zwiesprache hielt. Und wenn er gar Vindler oder Radirnadel zur Hand nahm, dann wurde er gleich ein ganz Anderer, dann wurde der Lebensunersahrene, wurde das große Kind oft im Handumdrehen zu einem fürmenden Titanen. Bei einiger seiner Bilder und Blätter blieb er zwar in dem reichen Vielerlei seiner nervösen Technik, in Recepten und Mähdchen stecken, doch gewöhnlich wuchs er hoch über das Nebensächliche hinaus, und viele seiner Arbeiten sind von einer genialen Wildheit, von einem fortstrebenden Zug ins Große erfüllt. Realist durch und durch, ließ er in seinen Werken doch niemals das Modell in den Vordergrund treten. Er drückte eben Allem den Stempel seines intensiv malerischen und geistigen Empfindens auf. Aber seine Eigenart, sein allem Akademischen fernes, selbstherrliches Gestalten und seine göttliche Naivität brachten ihn leider in Konflikt mit seinem fürstlichen Gönner und der Aufgabe seiner segenreichen Lehrerstellung.

Das kam so. Für ein berühmtes Schloß des Fürsten hatte er einige geschichtliche Bilder zu malen. Es wurden Werke voll Leben und Eigenart, Bilder, die ihre Vorwürfe mit einer wahrhaft elementaren Realisität behandelten, aber eben deshalb, mochte die Künstlerkaste auch noch so sehr entzückt von ihnen sein, erregten sie das Mißfallen der „ästhetisch“ empfindenden, verständnißlosen Hofliques. Schleunigst wurde der Fürst entsprechend bearbeitet und Willem aufgefordert, einige Aenderungen an seinen Bildern vorzunehmen. Da er diese aber vor seinem künstlerischen Gewissen nicht glauben verantworten zu können, weigerte er sich dessen, worauf dann mit gleicher Promptheit die fürstliche Schatulle sich weigerte, das ausbedingte, übrigens sehr mäßige Honorar zu zahlen. Der Professor, in dem kindlichen Glauben, daß das Portemonnaie seines hohen Gönners und die Person des beseligen zwei ganz verschiedene Dinge seien, ging hin und klagte seine Forderung ein. Die Schatulle mußte zahlen, aber Willem wurde im Sanumbredhen „gewimmelt“ und seiner Professur entleidet. Er entwickelte einen „Mordszorn“ darob, richtete ihn aber keineswegs an die Bredse des immer noch von ihm sehr verehrten Fürsten, sondern an die eines in der Künstlerkaste weiblich verhassten, einflußreichen Hofherren, in dem man das böse Prinzip des Hofes zu erblicken sich angewöhnt hatte.

Unterdeß hatte die Schwester Willem's geheirathet und war mit Mutter und Bruder und dem gesammten Haushalt wieder dorthin gezogen, woher sie gekommen. Willem konnte wegen der Ordnung seiner Angelegenheiten nicht gleich folgen, so ließ man ihn denn betäubten Herzens unter dem Schutz seines Seniors einweilen zurück. Die Beiden bezogen ein kleines, ödes Logis, füllten sich höchst ungemüthlich und irrten wie ein Paar arme, verlorene Hühner umher. In dieser betäubten Zeit schlossen sie sich mir noch enger an. Gegen Abend kam der Professor gewöhnlich auf meine Bude gerückt, mich abzuholen, damit ich ihm und seinem Alten noch ein paar Stunden Gesellschaft leisten. Wir bereiteten uns dann unser Abendbrod. In eine Pfanne, die nebst einigen anderen Küchengeräthen zurückgelassen war, schnitten wir Leber- und Butterstük hinein und brieten das, die Pfanne direkt ins Ofenfeuer stäubend, solange, bis von den Seiten her die Flammen gierig nach unferem Maße züngelten und wir die Sache für reiz hielten. Dann setzten wir die Pfanne mitten auf den Tisch, bewaffneten uns jeder mit einem Stück Brod und fuhren mit Gabeln zwanglos in das schwarze Gemisch, das wir uns gegenseitig so lange als vorzüglich anrriefen, bis wir es selber glaubten. Wenn ich besonders guter Laune war, bereicherte ich wohl auch einmal eine Pfanne kleinwürfelig Brattartoffeln, denn in diesem Artikel galt ich als Spezialist und die ganze ledige Malerschule pries mich darum. Mancher lud sich da wohl bei mir zu Gaste und erfreute sich an meinem Anblick, wenn ich, meine Kleider gegen das spritzende Fett zu schützen, die Küchenhürze meiner Hauswirthin vorgebunden, mit einem großen Messer in den kreisenden Kartoffeln herumklochte und sie mit einer frischen Ladung Wurstfett verlach, mit dem ich die Braterei zu bewerkstelligen pflegte.

Nach dem frugalen Nachtmahl bei den beiden Willems erlabten wir uns gewöhnlich an einigen Gläschen Gene-

lers, wozu wir aus den Thonpfeifen schmauchten und grimmig sachspielten, wenn wir nicht etwa die Zeit mit Buffspielen todtschlügen, ein Spiel, auf das mein Freund ganz verlesen war.

Dann kam die Zeit des Abschieds näher. Die Wehmuth setzte sich bei den Zweien in eine fabelhafte Zerkünderung um. Der Alte hatte da ein nettes Spiel erfunden. Er behauptete, in allem zerbrechbaren Tischgeräth, das sie noch hatten, den bösen Keel vom Hofe, dem sie ihr Malheur in die Schuhe schoben, wiederzuerkennen. „Das Vieß muß malerisch gemacht werden!“ war die Parole, die der Alte ausgab. So wurde denn jeden Tag etwas Anderes malerisch gemacht, heute ein gläsernes Salzfaß, morgen ein Teller, übermorgen eine Tasse. Entweder wurde mit den unglücklichen Gegenständen Fußball im Zimmer herum gespielt, bis sie in tausend Scherben lagen, oder wir schossen mit einer Flobertpistole danach. Das Alles vollzog sich natürlich nicht unter feierlichem Schweigen der Betheiligten. Der Hauswirth war deshalb froh, als die tollen Mamlären endlich abzogen. Froh wurde auch das fürstliche Museum, denn in Anbetracht dessen, daß der Fürst für den Willem immer etwas übrig gehabt habe und nur von seiner Camarilla mißgeleitet worden sei, siffete der Senior dem Institut eins seiner besten Bilder, einen die Feder schneidenden Alten, ein Wert, das sich den Bildern altmiederländischer Kleinmeister ebenbürtig an die Seite stellen kann und das eine der vornehmsten Zierden des Museums bildet. So vergaltten diese beiden Leute die Unbill, die ihnen widerfahren.

Sie zogen davon. Ihre Antunft in der Heimath meldeten sie mir durch eine Riesenendung seines Tabaks, eingepackt in den wertvollsten Kasten ihres Buffspiels, das sie mir zum Andenken verehrten. Doch ihre treue Anhänglichkeit dauerte weiter fort. Einen ganzen Etroh Briefe in der selbst am schönsten, verklärtesten Schrift meines Freundes bewahrte ich noch auf, Briefe, in denen er mir über seine neue Arbeiten Bericht erstattete und mich immer wieder an unsere vergnügten Stunden erinnerte, da wir uns Würste brieten und Gläser und Teller malerisch machten.

Dann kam das Unglück. Erst nach meinem Freunde die Mutter fort, nicht lange darauf sein treuer Beschützer und Gefährte, Willem senior. Das konnte der Professor, für dessen altmamlische Zustände die heimathliche Luft überdies höchst schädlich war, nicht vermindern. Vereinsamt, vertrauert starb auch er bald darauf, kaum vierzig Jahre alt. Ein Jahrzehnt ist seit her verfloßen, aber wenn ich in einer Stunde der Ruhe mir wohl die Nappe mit seinen Radirungen und Zeichnungen berbehole und sie Blatt um Blatt mit dem behaglichen Gefühl eines echten Kunstgenusses betrachte, dann ist mir fast, als höre ich des Freundes Stimme, höre ihn lachen und als sähe ich seinen ausdrucksvollen Künstlerkopf vor mir, sehe die riefige seidene Schleife seines Schlipfes, wozu er meist ein altes Hutcken seiner Mutter oder Schwester genal verwendete.

Das ist für mich nun einmal ausgemacht: solch einen prächtigen Gesellen, wie ihn, finde ich in diesem Leben nicht mehr. Er sowohl, wie sein Vater, bleibt für mich der letzte, in unsere mächterne Zeit hineinerschneidete edle Repräsentant altmiederländischen, lebensfreudigen und intensiven Künstlerthums.

— Hier verfeigerung in Antwerpen. Eine Versteigerung seltener und wilder Thiere findet in bestimmten Pausen im Zoologischen Garten in Antwerpen statt. Bei solcher Gelegenheit strömen die Leiter der verschiedenen europäischen Thierparks und auch die Besitzer „wilder“ Schaustellungen, Spezialitätenkünstler in Schaaren herbei. Diesmal war die Nachfrage eine sehr rege, denn viele deutsche zoologische Gärten sowohl, wie die von Paris, Haag, London, Amsterdam u. v. m. hatten Betreter entsandt. Außerdem fand sich auch das übliche lauffüßige Publikum der Schaubudenbesucher und Zähler ein. Der Verkauf begann mit einer zahllosen Menge kleiner Vögel. Es folgten Enten, von denen es ein Paar bis auf 240 fl. brachte. Ein weißes Schwanenpaar erzielte über 300 fl. Affen hatten Preise von 12—160 fl. Eine reizende Schlangenbeschwödlerin erwarb sich eine Pythonischlange für 64 fl. Die nachfolgenden Preise geben eine kleine Uebersicht davon, was Thiere werth sind. Drei malaysche kleine Bären kosteten 260 fl., ein junger Rongoleopard 240, ein ausgewachsener Leopard 580 fl., eine schwarze Pantberin 560, ein dreifurtes Zebra 2400, ein Rängorpaar 600, ein Kasuar 540, ein Adler 88, eine Antelope 220, ein Lama 260, ein Paar Dromedare 1200, ein Bär 480. Nur ein großer, weißer Fuchs fand keinen Liebhaber. Keiner wollte den sich aufbinden lassen!

Stabelleheim. Der 48 Jahre alte vermittelte Tاجر Anton Arnold aus Weiskesheim, welcher sich seit längerer Zeit hier aufhielt, wurde von einem Erbgärbler bei den Thongruben im Schlamme erstickt aufgefunden. Stabelleheim. Das sechsjährige Schöndchen des Gefängnißhelfers Schöndner fiel beim Spielen aus einem am Her angeordneten Raahn in den Brun und ertrank.